

Chancen der Nichtmetropolen

Hochschulen als Ressource der Stadtentwicklung

Daniel Hechler | Peer Pasternack¹

Der vorrangige regionale Bezugspunkt von Hochschulen ist ihr jeweiliger Sitzort. Dies sind ausnahmslos Städte, selbst dann, wenn die Hochschulen in ländlich geprägten Regionen liegen. Seit der Bildungsexpansion sind die Hochschulen zudem mehrheitlich in Städten angesiedelt, die keine Metropolen, häufig auch keine Großstädte sind. Städtisch, aber nichtmetropolitan ist damit für viele Hochschulen ein Charakteristikum ihrer Umweltbedingungen.

Metropole:

Großstadt, die magnetisierend Kräfte, Aufmerksamkeiten, Aktivitäten, Entscheidungen und Leistungsangebote eines weiten Umlands auf sich konzentriert, eine Vielfalt von Informationen verfügbar macht und nationale wie internationale Zentralität in politischer, ökonomischer und (hoch-)kultureller Hinsicht aufweist

Einstmals konnten die Hochschulen vor Ort soziale und ökonomische Umweltbedingungen voraussetzen (und entsprechend vernachlässigen), die eine Nachfrage nach ihren Leistungen in Forschung und Lehre beständig reproduzieren. Heute dagegen sind Hochschulen zunehmend mit der Herausforderung konfrontiert, selbst wesentlich zur (Re-)Produktion jener Umweltbedingungen beitragen zu müssen, die sie unentbehrlich machen.

Methodik

Mittels Dokumentenauswertungen, systematischen Internetrecherchen und einer Analyse der lokalen Presse wurden für die beiden Universitätsstädte und für zwei Fachhochschulstandorte in Sachsen-Anhalt die lokal bezogenen Kooperationsaktivitäten zwischen Stadt und den jeweils ortsansässigen Hochschulen erhoben. Diese wurden mit der einschlägigen Fachliteratur und den verbreiteten Konzepten kontrastiert, um spezifische Faktoren für die Kooperation von Hochschulen und Städten in nichtmetropolitanen Sitzorten zu identifizieren

Kleinere und mittelgroße Städte:

Kleinstädte umfassen zwischen 5.000 und 20.000 Einwohner, Mittelstädte zwischen 20.000 und unter 100.000 Einwohnern

Ergebnisse

Die in der Literatur meist herangezogenen Modelle für lokale Hochschulwirkungen sind typischerweise für bzw. anhand von Metropolen entwickelt worden. Ein Großteil der einschlägigen Debatte widmet sich den großstädtischen bzw. metropolitanen Existenzbedingungen und Wirkungen von Hochschulen. Die Konzepte zu Knowledge City, Wissensmilieus, Kreativitätswirtschaft usw. gehen fraglos von großstädtischen Kontexten aus, wenn sie den Zusammenhang von Wissen und Stadtentwicklung thematisieren. Hochschulen in mittleren und kleineren Städten schließen in ihren Selbstbeschreibungen häufig daran an, ohne den fehlenden großstädtischen Kontext angemessen zu berücksichtigen.

Da aber in Metropolen spezifische Bedingungen hinsichtlich der Größe, Dichte, Heterogenität und Anziehungskraft bestehen, greifen diese Konzepte an nichtmetropolitanen Orten nur bedingt. So sind in der Analyse der historischen Entwicklungen kreativer Zentren – neben einer gewissen Stadtgröße und einer grundsätzlichen Offenheit für Außenseiter und Fremde – zwei zentrale

¹ Daniel Hechler M.A. (daniel.hechler@hof.uni-halle.de) und Prof. Dr. Peer Pasternack (peer.pasternack@hof.uni-halle.de) forschen am WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt und am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF)

Rahmenbedingungen für deren erfolgreiches Entstehen identifiziert worden: zum einen eine krisenhafte Situation, zum anderen mobilisierbares Kapital. Ersteres ist z.B. in sachsen-anhaltischen Städten unzweifelhaft gegeben, letzteres in der Regel nicht.

Um dem Widerspruch von metropolitanen Konzepten und nichtmetropolitanen Umsetzungsbedingungen zu begegnen, müssen die Unterschiede zwischen Metropolen und kleineren/mittleren Städten sowie die Wirkungen der unterschiedlichen Ortsbedingungen herausgearbeitet werden. Damit lässt sich ein Beitrag zur Ausprägung realistischer Erwartungshaltungen leisten: Welche Resonanzbedingungen finden Hochschulen an ihren jeweiligen Standorten vor, um innerhalb der Stadtentwicklung eine prägende Rolle zu spielen?

Sollen diese Resonanzbedingungen gezielt entwickelt werden, stößt man auf charakteristische Hemmnisse. Sowohl die Entwicklung von Städten als auch von Hochschulen gilt als in besonderer Weise steuerungsresistent. Sollen beide miteinander synchronisiert werden, hat man es folglich mit Steuerungsresistenz im Quadrat zu tun. Daher beschränken sich die Handlungsmöglichkeiten darauf, Gelegenheitsstrukturen für potenziell produktive wechselseitige Verstärkungen der Hochschul- und Stadtentwicklung zu schaffen, also die entsprechenden Rahmenbedingungen zu verbessern.

So sind bspw. Hochschulen für Städte die besten Chancen, Menschen in einer biografisch stark aufnahme- und prägefähigen Phase für sich zu begeistern und an sich zu binden. Indem Bedingungen geschaffen werden, mit denen Studierende und dann Hochschulabsolventen an die Stadt gebunden werden, lassen sich zentrale Voraussetzungen erzeugen, um wissensbasierte Entwicklungen

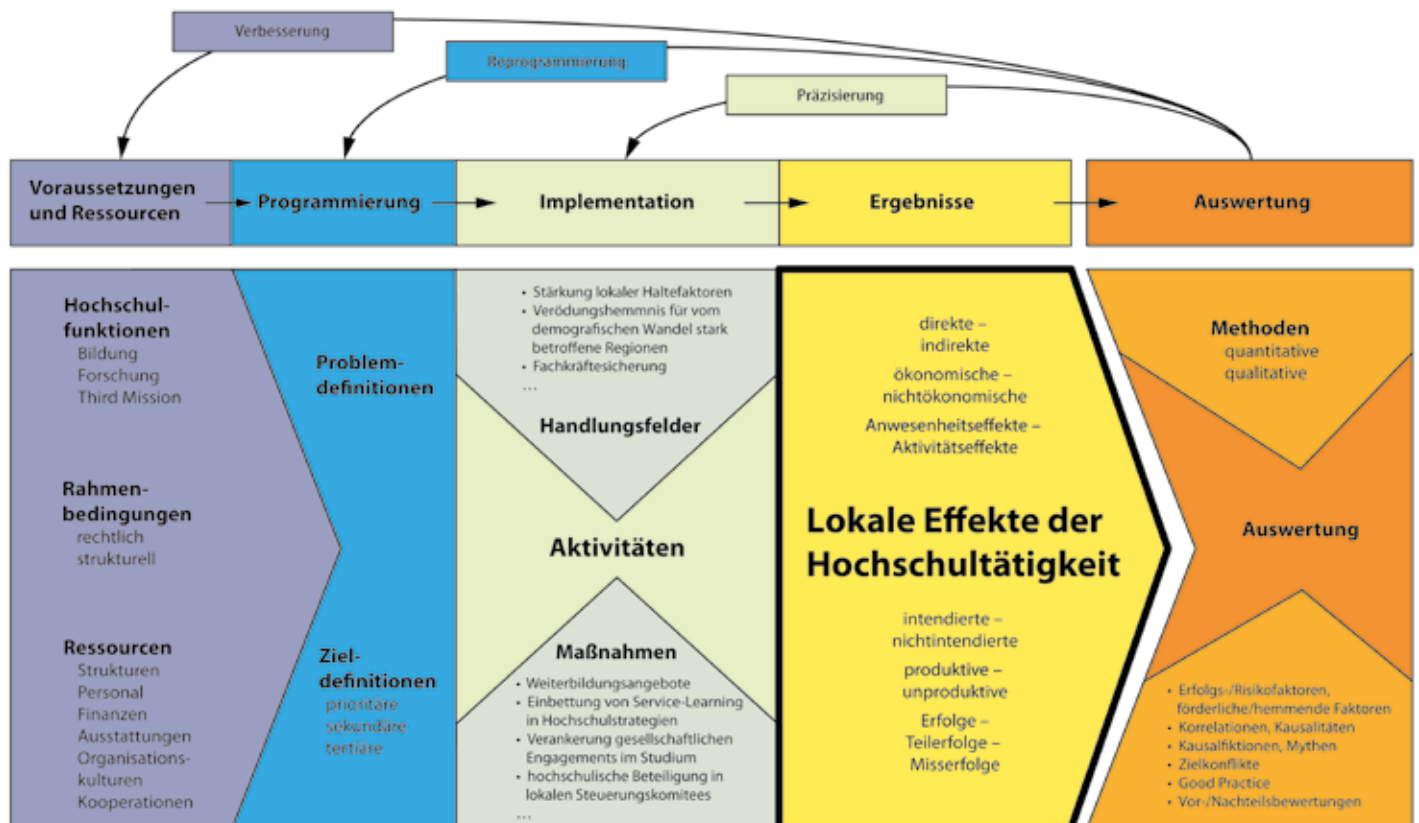


Abb. 1: Modell lokaler Hochschulwirkungen

wahrscheinlicher zu machen. Zwar können dafür keine Erfolgsgarantien abgegeben werden, doch wenn eine Stadt schon daran scheitert, von jedem Hochschulabsolventenjahrgang relevante Anteile an sich zu binden, dann fehlen bereits wesentliche Grundvoraussetzungen für wissensbasierte Stadtentwicklungen.

Beide, Hochschulen und Städte, sind Inkubatoren von Innovation, weil (und wenn) sie Freiräume und geschützte Zonen für das bisher noch nicht Gedachte und Ausprobierte, für scheinbar Abwegiges und noch Unreifes bieten. Beide sind gleichermaßen durch Heterogenität gekennzeichnet. Deren wichtigstes Merkmal ist die Mischung von Konformität und Nichtkonformität. Innovation ist immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige; was bereits mehrheitsfähig ist, ist Mainstream; dieser erstarrt irgendwann zur Orthodoxie – und ist spätestens dann reif für die Ablösung durch erneute Innovation. Dieser Kreislauf benötigt permanente Zufuhr kognitiver Energien – und diese können Hochschulen sicherstellen, indem sie interessierte und interessante Menschen in die Stadt ziehen.

Handlungsoptionen

Für Kooperationen zwischen Hochschulen und städtischen Partnern muss immer auf der Grundlage der lokalen Situation, der Interessenlage und der einsetzbaren Ressourcen entschieden werden, welche Schwerpunkte gesetzt werden sollen und können. Dafür gibt es einige strategische Erfolgsfaktoren. Diese sollten in die jeweilige institutionelle Policy eingebaut werden:

- Vermieden werden sollten grobe Dysfunktionalitäten, etwa Überbeanspruchungen, Konformitätsdruck, der dem Ausprobieren innovativer Ideen entgegensteht, oder städtische Bürokratie, die Kooperationen erschwert.
- Hilfreich sind angemessene, d.h. aufgabenadäquate Ressourcen: personelle, sächliche und – vor allem zur Umsetzung konkreter Projekte – finanzielle.
- Um Ideen für die Stadt zu entwickeln, bedarf es eines Problembewusstseins für die lokalen Gegebenheiten. Ist dieses entwickelt, muss es wiederum auf Resonanz in der Stadt treffen. Das heißt: Nicht nur die Hochschulen, auch die lokalen Akteure müssen für die Problemlagen und Handlungsbedarfe der eigenen Stadt und die Möglichkeiten, darauf mit Hilfe der Wissenschaft reagieren zu können, sensibilisiert sein.
- Die motivierte Mitarbeit von Wissenschaftlern/Wissenschaftlerinnen an lokalen Kooperationen wird wahrscheinlicher, wenn sie diese nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Möglichkeitsraum zur Entfaltung von Forschungs- und Lehrinteressen erfahren.
- Institutionalisierungen von Kooperationen sind erfolgversprechender, wenn Kooperationsbürokratie vermieden wird.
- Der erfahrbare Kooperationsnutzen muss höher sein, als es die Kooperationskosten sind.

Zum Weiterlesen:

☞ Daniel Hechler: Von der Hochschule in der funktionalistischen Stadt zur Hochschule in der kreativen Stadt. Die Theorieangebote und ihre zentralen Erklärungsthesen, in: Peer Pasternack (Hg.): *Jenseits der Metropolen. Hochschule & Bildung in demografisch herausgeforderten Regionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, S. 57–88.